

PD Dr. Michael Epkenhans,
Leiter Abteilung Forschung am Militärgeschichtlichen
Forschungsamt

Vortrag am 17. Februar 2009:

**Das Ende eines Zeitalters:
Europäische Monarchen und ihre Armeen im Ersten
Weltkrieg**

Wenn man heute jemanden bäte, einen europäischen Monarchen aus der Zeit der Belle Époque zu beschreiben, dann würden die meisten antworten: Das waren ältere Herren, zumeist mit irgendeinem auffälligen Bart, in einer Uniform voller Orden. Würde man dann noch fragen, warum diese Uniform getragen hätten, dann würde die spontane Antwort vermutlich lauten: Könige standen früher nicht nur den Regierungen ihres Landes vor, sondern sie waren auch die obersten Befehlshaber ihrer Armeen.

Ein genauer Blick zeigt, dass – so meine erste These – die Uniform als solche nur wenig über das tatsächliche Verhältnis eines Monarchen zu seiner Armee aussagt, und dass, zweitens, da, wo der suggerierte Zusammenhang tatsächlich noch gegeben war, der Erste Weltkrieg ein Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Armeen und Monarchen war.

Oberflächlich betrachtet mögen diese Thesen zunächst erstaunen. Im Sommer 1914, als sich die Regierungen in Wien und, vor allem, in Berlin entschlossen, die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand auszunutzen, um mithilfe eines lokalen Krieges auf dem Balkan und dabei unter

Inkaufnahme eines großen kontinentalen Krieges weiterreichende Ziele zu realisieren, war die Monarchie, nicht die Republik die vorherrschende Staatsform in Europa. In einem kurzen Moment scheint Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg sogar gehofft zu haben, dass die überlieferte Solidarität der Monarchen es ihm ermöglichen würde, die europäische Mächtekonstellation zu ändern, ohne dass der Zar zum Schwert griff, um die „Mörder“ zu schützen. Dass dieser sich unter den gewandelten Bedingungen des politischen Massenmarktes und der europäischen Balance letztlich genauso gezwungen sehen würde, die Interessen seines Landes und gerade auch die seiner Monarchie zu verteidigen, wie dies der deutsche Kanzler und die Falken in Wien tun wollten, war nur eine der vielen Fehlkalkulationen, die schließlich für die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ verantwortlich waren.

Dass die Solidarität der Monarchen, worauf diese in Zeiten der inneren und äußeren Bedrohung in den vorangegangenen Jahrzehnten immer so stolz waren, nicht mehr vorhanden war, mag erstaunen. 1910 hatten sie sich – bis auf wenige Ausnahmen – alle bei der Beerdigung Eduards VII. in London getroffen, und auch 1913 hatten sie sich anlässlich der Hochzeit der einzigen Tochter des Kaisers mit einem Angehörigen des englischen Königshauses in Berlin zu einem rauschenden Fest versammelt. Überhaupt: So sehr liberale Bürger ihren Monarchen im 19. Jahrhundert einen Teil ihrer überlieferten Rechte abgerungen hatten und so heftig die in der Internationale vereinigte Arbeiterbewegung die Republik forderte, so wenig schien sich zumindest äußerlich geändert zu haben. Allein Frankreich und Portugal, wo 1910 das

Haus Braganza seine Krone durch ungeschicktes Verhalten verloren hatte, waren bei Ausbruch des Krieges 1914 Republiken. Alle anderen Staaten waren Monarchien, in denen Könige aus oft uralten Dynastien teilweise schon seit Jahrzehnten und häufig hoch geachtet regierten: in Berlin Wilhelm II., in Wien - seit „Urzeiten“ - Kaiser Franz Joseph I., in Großbritannien Georg V., in Petersburg Zar Nikolaus II., in Brüssel König Albert, in Rom Viktor Emanuel III., in Belgrad König Peter I., in Sofia Zar Ferdinand I., in Athen König Konstantin I., in Cetinje, der Hauptstadt Montenegros, König Nikita und last but not least in Istanbul Sultan Mehmed V.

Sie alle waren - bis auf den Sultan - untereinander irgendwie verwandt und sie alle trafen sich auch regelmäßig bei Taufen, Geburtstagen und Hochzeiten, bei Beerdigungen, Krönungen, Staatsbesuchen sowie den zahlreichen offiziellen oder privaten Jagden. Hinzu kamen die unzähligen Ehrungen, die sie sich alle erwiesen, indem sie sich gegenseitig zu Ehrenobersten eigener Regimente machten, deren Uniformen sie dann bei passender Gelegenheit stolz trugen und deren Einheiten sie manchmal auch in theatralischer Form kommandierten.

Im Sommer 1914, dies sei hier vorweggenommen, endete diese Solidarität der Monarchen Europas. Nachdem sie zunächst noch bis in die letzten Julitage hinein miteinander korrespondiert und den gemeinsamen Willen zum Frieden beschworen hatten, schickten sie nun, symbolisch bedeutsam, nicht nur die aus dem Lande des Gegners stammenden adligen Kindermädchen nach Hause, sondern sie gaben sich auch gegenseitig demonstrativ die Insignien ihrer bisherigen Verbundenheit zurück:

die unzähligen Uniformen der Regimenter und Marinen, die Feldmarschallstäbe oder auch nur die Schulterstücke. Manche wiesen dabei zugleich darauf hin, dass nicht sie, sondern der jeweils andere die Schuld dafür trage, dass es trotz aller verwandtschaftlichen Beziehungen und aller gemeinsamen Verantwortung für den Frieden in Europa so gekommen sei. Allein der greise Kaiser Franz Joseph, der freilich einer anderen Welt entstammte, hielt diesbezüglich unbeirrt an der Überzeugung fest, dass verliehene Ehren nicht zurückgenommen werden könnten: Obwohl ihn das k.u.k. Kriegsministerium dazu drängte, weigerte er sich, das Dragoner-Regiment Nr. 12 „Nikolaus Nikolajewitsch Großfürst von Russland“, dessen Namensträger immerhin der russische Oberkommandierende im kommenden Krieg gegen das eigene Land war, oder das Husaren-Regiment Nr. 12 „König Eduard VII. König von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien“ unter den gegebenen Umständen umzubenennen.

II.

Will man nun in einem zweiten Schritt das Verhältnis der Monarchen zu ihren jeweiligen Armeen beurteilen, so empfiehlt es sich zunächst, ein wenig in die Geschichte zurückzublicken. Könige und Fürsten hatten sich vor allem dadurch ausgezeichnet, dass sie sich in der Schlacht als die mutigsten Kämpfer und kluge Führer ihrer Heere ausgewiesen hatten. Karl der Große und Otto der Große, Friedrich Barbarossa und Richard Löwenherz, Kaiser Maximilian I. – der „berühmte“ letzte Ritter – oder auch Karl der Kühne von Burgund, von den historischen oder auch sagenhaften Königen der Antike ganz zu schweigen, seien hier als

Beispiele erwähnt. Auch wenn sich die Grundlagen des Königtums und der Charakter der alten Ritterheere im Laufe des Mittelalters und der frühen Neuzeit in mancherlei Hinsicht gewandelt hatten, blieb der enge Zusammenhang zwischen dem Monarchen und seiner Armee nicht nur erhalten, sondern verstärkte sich vielmehr noch. Die Vorlage dazu lieferte Niccolò Machiavelli. „Gute Gesetze und ein gutes Heer“ waren, so konstatierte er vor dem Hintergrund der unendlichen inneren Auseinandersetzungen in den italienischen Stadtrepubliken im „Il Principe“, Säulen des Staates. „Die Vernachlässigung der Kriegskunst ist der erste Schritt zum Verlust der Herrschaft, und das beste Mittel, sie zu ererben, ist die Meisterschaft in dieser Kunst.“ Otto Hintze, einer der führenden deutschen Verfassungshistoriker der Kaiserzeit, hat diesen Zusammenhang aus der Rückschau von fast 400 Jahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch einmal ausdrücklich betont: „Alle Staatsverfassung ist ursprünglich Kriegsverfassung, Heeresverfassung“, postulierte er vor dem Hintergrund wachsender Auseinandersetzungen über die Rolle des Monarchen und dessen Verhältnis zur bewaffneten Macht.

Im Zuge der Herausbildung des modernen Staates war das stehende Heer geradezu ein konstitutives Element monarchischer Herrschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Das Condottieretum des 15., des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte nur allzu deutlich gemacht, dass politische Stabilität eine grundlegende Voraussetzung eines starken modernen Staatswesens war und dass daher nur eine Monopolisierung der Gewalt den inneren Fehden und damit auch privaten Söldnerarmeen ein Ende setzen konnte. Stehende, allein dem König verantwortliche Heere sicherten

fortan dessen Macht nach innen in den Auseinandersetzungen mit dem Adel, der Fronde, wie es in Frankreich hieß. Zugleich bildeten diese Heere nicht zuletzt im Zeichen einer merkantilen Handelspolitik die Grundlage für eine erfolgreiche, und das hieß gegebenenfalls auch expansive Politik nach außen gegen rivalisierende Mächte. Die Kriege Ludwigs XIV., des Großen Kurfürsten wie auch Friedrichs des Großen sind nur einige Beispiele dafür.

Um die Bedeutung der Armee zu unterstreichen, begaben sich Könige zum einen wie ihre Vorfahren im Kriegsfall zu ihren Truppen, zogen mit ihnen ins Feld, lebten in deren Lagern und kämpften Seite an Seite mit ihnen wie der Große Kurfürst, Peter der Große und auch Friedrich der Große. Manche, wie Gustav Adolf oder Karl XII. von Schweden, starben sogar mit ihren Soldaten auf dem Schlachtfeld. Zugleich banden sie das Offizierkorps an sich, indem sie dem Adel, den sie zuvor durch Enteignung oder Abkauf ihrer einstmaligen Privilegien entmachtet hatten, bevorzugte Stellen mit teilweise großzügigen Möglichkeiten des Avancements zuwiesen. Damit einher ging die Förderung der Herausbildung einer sozialen Elite, die Vorrang vor allen anderen Schichten der Gesellschaft hatte. Die Tatsache, dass selbst der jüngste Leutnant in einem preußischen Garderegiment noch 1914 nach der berühmt-berüchtigten Hofrangliste beim Hofball vor dem Berliner Oberbürgermeister rangierte, spiegelt dieses Ziel wider.

Doch so konstitutiv das enge Verhältnis der Monarchen zu ihren Armeen im Prozess moderner Staatsbildung auch sein mochte, so schnell begann sich dessen Rolle

zu wandeln. Bereits in den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts war unübersehbar, dass sich moderne Armeen nicht mehr wie kleine Ritter- oder Söldnerheere führen ließen. Heere von mehreren Zehntausend Mann, Operationen an mehreren Fronten und - nur um noch ein Beispiel zu nennen - höchst unterschiedliche Arten der Kriegführung zu Lande und zu Wasser überforderten alsbald die Koordinations- und Führungsfähigkeit eines einzelnen Mannes. Professionelle Soldaten und Kommandobehörden sowie eine sich immer weiter ausdifferenzierende Militärbürokratie traten nun zwischen den Obersten Kriegsherrn und seine Armee.

Die Professionalisierung des Krieges, wenngleich nun unter dem Vorzeichen der Monopolisierung der Gewalt, war jedoch nur ein wichtiger Aspekt im sich verändernden Verhältnis des Monarchen zu seiner Armee. Weitaus gravierender und folgenreicher aus seiner Sicht war der Einbruch der Gesellschaft in diesen Arkanbereich monarchischer Herrschaft seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Die Entwicklung in Großbritannien hatte diesbezüglich die Richtung vorgegeben: Dort waren in den Revolutionen des 17. Jahrhunderts alle Versuche Karls I., Karls II. und schließlich Jakobs II. gescheitert, kontinentalen Vorbildern folgend ein stehendes Heer aufzubauen und damit die Grundlagen für die Errichtung eines absolutistischen Systems zu schaffen. Kein englischer König hat danach mehr auf Armee oder Flotte unmittelbar zugreifen können.

Auf dem Kontinent verlief die Entwicklung langsamer und von Land zu Land verschieden, aber im Prinzip in die ähnliche Richtung. Seit der Französischen

Revolution von 1789 wandelten sich einst absolutistische in konstitutionelle Monarchien. Von naturrechtlichen Begründungen einmal abgesehen, war es neben der wirtschaftlichen Leistung vor allem die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die die Bürger mit zunehmender Vehemenz veranlasste, ihren Anspruch auf Teilhabe an der Macht zu formulieren und mit allen Mitteln einschließlich dem der Revolution durchzusetzen. Eigentlich alle Konflikte zwischen Monarchen und Bürgern im langen 19. Jahrhundert waren daher auch immer ein „Kampf um das Heer“. Das bekannteste Beispiel dafür ist zweifellos die Auseinandersetzung um die Reorganisation des preußischen Heeres unter Wilhelm I., die sich innerhalb kurzer Zeit zu einem Grundsatzkonflikt über die Rechte des Monarchen auf der einen, dem preußischen Abgeordnetenhaus als der Repräsentation des Volkes auf der anderen Seite entwickelte.

Manche Monarchen zogen wie Wilhelm I., der junge Kaiser Franz Joseph oder Napoleon III. in diesen Jahrzehnten des Umbruchs noch persönlich mit ihren Soldaten ins Feld; geführt haben sie ihre Armeen jedoch nicht mehr. Wenn sie in diesen Situationen wie beispielsweise Wilhelm I. bei Nikolsburg doch noch versuchten, ihre alten Rechte zu beanspruchen, mussten sie bitter erfahren, dass selbst diejenigen, die sich wie Bismarck in mittelalterlicher Manier noch als treue Vasallen ihres Lehnsherren verstanden, ihnen aus Gründen der Staatsräson nicht nur widersprachen, sondern sich letztlich auch durchsetzten.

Dieses Beispiel zeigt freilich auch, dass selbst in einem Staat wie Preußen, in dem das Militär von jeher

eine große Rolle gespielt hatte und durchaus noch spielen sollte, der militärische Oberbefehl alter Art in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch eine Illusion war. Am Ende blieb also die - eingangs erwähnte - Uniform: Diese Uniform, die im 19. Jahrhundert fast in Windeseile die Berufskleidung aller europäischen Monarchen wurde, symbolisierte den Anspruch auf den Oberbefehl, den es de facto nirgends mehr gab; sie verband zugleich aber auch den Monarchen mit seiner Armee, deren „Kleid“ er trug, dabei stets darauf bedacht, der jeweiligen Waffengattung oder dem jeweiligen Truppenteil allein äußerlich gerecht zu werden. Manöver und Paraden, Ordensverleihungen und andere symbolische Akte sollten helfen, dieses Band nach innen zu festigen und nach außen wenigstens die Illusion von der einstigen Macht aufrechtzuerhalten, von der im Einzelfall noch einige, freilich nicht unwichtige Reservatrechte wie die in Preußen-Deutschland so umstrittene Kommandogewalt erhalten geblieben waren.

III.

An diese Traditionen versuchten viele Monarchen 1914 anzuknüpfen, obwohl sich die Rahmenbedingungen, unter denen sie dies nun tun wollten und konnten, in vielerlei Hinsicht geändert hatten. Verfassungen, ob sie nun wie die meisten geschrieben oder wie die englische ungeschrieben, setzten ihrem Handeln nunmehr engere oder auch weitere Grenzen. Der Bogen reichte dabei vom nur notdürftig verhüllten Absolutismus über den Anspruch auf die Kompetenz-Kompetenz in allen Militärfragen bis hin zur rechtlich verankerten Machtlosigkeit des Monarchen innerhalb eines modernen parlamentarischen Systems.

Ausgehend von den jeweiligen Verfassungen war der russische Zar in der besten Position. Die Verfassung, die er im Sommer 1906 nach blutigen Unruhen schließlich gewährt hatte, hatte seine überlieferte Machtstellung in wichtigen Bereichen letztlich unangetastet gelassen. „Seine Majestät der Kaiser“, so hieß es in Artikel 14, der die Rechte des Herrschers aller Reußen bis ins kleinste Detail regelte, „ist der herrschende Führer der russischen Armee und Flotte. Ihm gehört die Oberste Befehlsgewalt über alle Land- und Seestreitkräfte des Russischen Staates.“

Die Stellung des deutschen Kaisers unterschied sich diesbezüglich auf den ersten Blick nur wenig. Nach Artikel 63 der Reichsverfassung stand ihm im Kriegsfall der Oberbefehl über die „gesamte Landmacht“ zu, und wenn man an den Wahlspruch Wilhelms II. denkt: „Suprema lex, regis voluntas“, sowie an dessen besondere Vorliebe für Armee und Marine, dann schienen sich dahinter durchaus absolutistische Vorstellungen von der eigenen Rolle zu verbergen. Die Verfassungswirklichkeit sah dann freilich doch anders aus, als es manchmal den Anschein hatte: Zwar glaubte ein führender preußischer Konservativer noch 1910 öffentlich erklären zu können, dass der Kaiser aufgrund seiner überlieferten Reservatrechte jederzeit in der Lage sein müsse, einem Leutnant und zehn Mann zu befehlen, den Reichstag zu schließen. So sympathisch derartige Äußerungen dem Kaiser und Teilen seiner Entourage auch gewesen sein mögen, so war Wilhelm II. trotz aller gegenteiligen Äußerungen jedoch klug genug, der mehrfachen Forderung nach einem Staatsstreich nicht

nachzugeben. Gleiches gilt für seine eigenen wiederholten Forderungen nach einem baldigen Präventivschlag. Wenn auch manchmal zunächst widerstrebend, hörte er in diesen Situationen dann doch auf den Rat seines Kanzlers.

Ähnlich stark, vielleicht sogar stärker dürfte nach Geist und Buchstaben der Verfassung von 1867 allenfalls noch die Position des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn gewesen sein. Die Donaumonarchie war freilich ein Anachronismus, in dem in vielen Bereichen die Zeit noch stärker stehen geblieben war als beim deutschen Nachbarn. Angesichts der Vielschichtigkeit wie auch der wachsenden Unlösbarkeit der vorhandenen Probleme war es allein die Autorität des alten Kaisers, die den Vielvölkerstaat zusammenhielt. Daraus wiederum resultierte dessen besondere Rolle bei der Entscheidung über Krieg und Frieden: Nach den Niederlagen von 1859 und 1866 war allerdings zu erwarten, dass er sich diese Entscheidung nicht leicht machen würde, wusste er doch, dass ein weiterer verlorener Krieg angesichts gewandelter Zeiten den endgültigen Zerfall der Donaumonarchie zur Folge haben konnte.

Im Gegensatz zur deutschen Verfassung mit ihrer Mischung aus halb absolutistischen und halb demokratischen Elementen oder auch der österreichischen, die ganz in der Tradition des monarchischen Prinzips stand, basierten die anderen Verfassungen Europas auf der Idee der Volkssouveränität. Wenn sie daher, wie die belgische, die Musterverfassung vieler europäischer Staaten, dem Monarchen den Oberbefehl und andere weitreichende

Rechte hinsichtlich der Heeresorganisation zubilligten, dann taten sie dies in der Erwartung, dass dieser seine dadurch begründeten Rechte nur im Einvernehmen mit den gewählten Repräsentanten ausüben würde. Den geringsten Einfluss innerhalb dieses Spektrums, das je nach der Stellung des Monarchen im jeweiligen Staatsgefüge und dessen eigenem Selbstverständnis viele Zwischenstufen enthielt, hatte der englische Monarch: Der Premierminister unterrichtete ihn zwar regelmäßig und pflichtgemäß über die Beschlüsse des Kabinetts, und es stand dem Monarchen durchaus frei, Wünsche zu äußern, doch letztlich waren ihm durch die überlieferten Traditionen in jeder Hinsicht die Hände gebunden – eine Tatsache, die Georg V. im Gegensatz zu seinem viel ambitionierteren deutschen Onkel freilich keineswegs als Makel empfand.

Lassen Sie uns vor diesem Hintergrund nunmehr zunächst die Frage erörtern, welche Rolle Monarchen im Vorfeld und während der „Julikrise“ dann tatsächlich gespielt haben, ja welche Verantwortung, wenn nicht welche Schuld ihnen anzulasten ist. Diese Frage gehört seit jeher zu den umstrittensten Themen der Weltkriegsforschung. Die bramarbasierenden Reden des Kaisers, der berühmte-berüchtigte Kriegsrat vom Dezember 1912 oder die martialischen Äußerungen Wilhelms II. gegenüber dem österreichischen Thronfolger in Konopischt unmittelbar vor dessen Ermordung, aber auch die vielfältigen Kontakte zwischen dem englischen König und dem russischen Zaren, die bereits bei Zeitgenossen den Eindruck einer gezielten Einkreisung des Deutschen Reiches hervorriefen, seien hier nur als Beispiele für die verschiedenen Positionen angeführt. Catrine Clay hat

am Ende ihres jüngst erschienenen Essays über „König, Kaiser, Zar“ noch einmal die pointierte These aufgestellt: „Nach der Inthronisierung Georgies hätte sich alles zum Besseren wenden können. Doch hatte sich zu jenem Zeitpunkt die Freundschaft zwischen ihm und Nicky, die über Jahre hinweg von ihren Müttern genährt worden war, schon gefestigt, und die beiden waren nicht daran interessiert und sahen keine Veranlassung, Willy in ihren ‚Club‘ aufzunehmen. Es war“, so ihr Fazit, „ohnehin zu spät: 1910 hatte der Countdown zum Krieg bereits begonnen.“ So geschmeidig die Formulierungen der Autorin freilich auch sind, so sehr gehen sie am Kern des Problems vorbei. Willy, Nicky und Georgie mochten bis in die letzten Stunden vor Ausbruch des Krieges noch so oft miteinander korrespondieren, ihr Einfluss auf die politische Entwicklung war doch begrenzt oder tendierte gegen Null.

„Georgie“ hatte tatsächlich keinen Einfluss auf die Entscheidung über einen englischen Kriegseintritt. Darüber entschied allein das Kabinett. Dieses hielt Georg V. zwar auf dem Laufenden, holte aber weder dessen Rat ein noch bat es um dessen Billigung der zuvor in der Downing Street getroffenen Entscheidung.

Erheblich größer war diesbezüglich der Einfluss Wilhelms II. Seine Randbemerkungen und markigen Sprüche aus der Zeit vor und während der „Julikrise“ sind legendär. Gleichwohl hat er sich in den entscheidenden Tagen – erstaunlich genug – so verhalten, wie es die Reichsverfassung vorsah. Insbesondere der Blankoscheck war, auch wenn er seine Unterschrift trug, mit dem Reichskanzler abgesprochen. Dass Wilhelm II., der ganz bewusst vom

Kanzler in Urlaub nach Norwegen geschickt worden war, das komplizierte Kalkül Bethmann Hollwegs durchschaut hat, erscheint mir trotz der Beweise, die John C.G. Röhl glaubt vorgelegt zu haben, eher zweifelhaft. Es war der Kanzler, der aus bis heute nur schwer erklärbaren Gründen eine Politik des *brinkmanship* verfolgte. Nicht umsonst hatte er den Kreis derer, die eingeweiht waren, so klein wie möglich gehalten und wichtige Entscheidungsträger oder auch Störfaktoren wie den Kaiser und führende Militärs in den Urlaub geschickt. Die Generale sind ihm, sobald sie in den Entscheidungsprozess eingebunden waren, dabei durchaus bereitwillig gefolgt, haben da, wo es ihnen notwendig schien, auch gedrängt. Ihr Respekt vor der Autorität des Kaisers, der formal ihr Oberster Kriegsherr war, war dabei erstaunlich begrenzt. Bereits 1912 soll Ludendorff - offenbar in Kenntnis der wiederholten Scheu des Kaisers, einen großen europäischen Krieg zu riskieren - gesagt haben: „Im Ernstfall wird S.M. nicht gefragt.“ Mit dieser Haltung stand er keineswegs allein: Auch der preußische Kriegsminister Erich von Falkenhayn reagierte auf das Zögern des Kaisers Ende Juli, angesichts der von ihm für ausreichend gehaltenen serbischen Antwort auf das österreichische Ultimatum, die möglichst schnelle Mobilmachung anzuordnen, ausgesprochen unwirsch: „Er hält wirre Reden, aus denen nur klar hervorgeht, dass er den Krieg jetzt nicht mehr will und entschlossen ist, um diesen Preis selbst Österreich sitzen zu lassen. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass er die Angelegenheit nicht mehr in der Hand hat“, notierte er am 28. Juli in sein Tagebuch. Gleichermaßen ergebnislos war der Versuch des Kaisers, angesichts einer möglichen englischen Neutralität im Falle einer Schonung

Frankreichs im letzten Moment den Westaufmarsch anzuhalten und alle Truppen nach Osten umzudirigieren. Im Gegenteil, damit offenbarte der Kaiser einmal mehr, dass er nicht nur ein Zauderer, sondern auch ein politisches und militärisches Leichtgewicht war, das die einfachsten Spielregeln selbst nach 25jähriger Regierungszeit nicht begriffen hatte. „Wilhelm II.“, so hat Holger Afflerbach m.E. zu Recht argumentiert, „wurde in diesen Tagen überspielt. Seine Umgebung und mehr noch die Ereignisse mit ihren tatsächlichen und angeblichen militärischen Sachzwängen konnten den widerstrebenden Kaiser in eine bestimmte Richtung drängen.“ Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass der Kaiser zum Opfer seiner eigenen martialischen Reden wurde. Vor diesem Hintergrund ist es auch nicht weiter erstaunlich, dass Wilhelm II. Anfang August einen Nervenzusammenbruch erlitt und für mehrere Tage das Bett hüten musste. Die Frage, ob er, der später immer wieder behaupten sollte, „das nicht gewollt zu haben“, 1914 das Rad der Geschichte hätte aufhalten können, ist müßig, denn in den Momenten, wo er es vielleicht mit Erfolg hätte tun können, hat er es nicht einmal im Ansatz mit dem nötigen Nachdruck versucht.

In dieser Hinsicht verhielt sich der greise Kaiser Franz Joseph konsequenter: Obwohl dieser im Sommer 1914 bereits 84 Jahre alt war und zunehmend kränkelte, arbeitete er wie eh und je von früh morgens bis spät abends, ließ sich auch in seinem Urlaubsdomizil Bad Ischl alles vorlegen oder über alles persönlich vortragen. Franz Joseph war von Anfang an in gleicher Weise wie die Falken vom Ballhausplatz, die seit 1912 den Krieg gegen Serbien

forderten, überzeugt, dass die Monarchie gar keine andere Wahl hätte als die nötigen Schritte zu unternehmen, um den „Eiterherd“, wie es hieß, ein für alle mal zu bekämpfen. Gleichwohl war der österreichische Kaiser kein bedingungsloser „Eisenfresser“; er war vielmehr stets darauf bedacht, den Partner im eigenen Hause, d.h. den eher zögerlichen ungarischen Ministerpräsidenten als auch den wichtigsten Verbündeten, den deutschen Kaiser, für diese Auseinandersetzung zu gewinnen. In einem persönlichen Handschreiben schilderte er Wilhelm II. seine Haltung und die aus seiner Sicht unausweichlichen Konsequenzen; auch den ungarischen Ministerpräsidenten überzeugte er mit seiner ruhigen, bedachten Art. Im vollen Bewusstsein der Tragweite seines Handelns und viel konsequenter als sein irrlichternder Verbündeter billigte Franz Joseph dann auch die Entscheidungen, die ihm die Verantwortlichen Politiker vorlegten. „Wir [können] nicht zurück“, ließ er Außenminister Leopold Graf Berchthold bereits am 9. Juli wissen, und Kriegsminister Alexander Ritter von Krobatin verabschiedete er nach Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls mit den Worten: „Gehen Sie, ich kann nicht anders.“

Zar Nikolaus II., obwohl im wahrsten Sinne Herrscher aller Reußen, verhielt sich in diesen Tagen und Wochen kaum anders als Wilhelm II. oder Franz Joseph. Wie diese gab er sich den Vergnügungen des Sommers hin, spielte mit seinen Kindern Tennis im Schlosspark von Zarskoje Selo. Soweit es die Lösung der bevorstehenden Krise betraf, verließ er sich wie Wilhelm II. und Franz Joseph letztlich ganz auf den Rat seiner Minister und Generale, vor allem aber jedoch auch auf den seiner - und auch dies eine

Ironie der Geschichte - deutschen Frau. Welche Absprachen er während des Staatsbesuchs des französischen Präsidenten mit diesem für den Fall einer Eskalation traf, ist bis heute Gegenstand vielfältiger, mangels eindeutiger Quellen freilich auch müßiger Spekulationen.

Alle anderen Monarchen, ob es sich nun um König Albert, König Viktor Emanuel III. und Peter von Serbien, aber auch Karl I. von Rumänien handelte, haben in diesen für Europa bedeutenden Tagen letztlich nur reagieren können - sei es, dass sie wie Albert sich auf den Boden der geschlossenen internationalen Verträge stellten und die Unabhängigkeit ihres Landes betonten; sei es, dass sie wie der serbische König nach der österreichischen Kriegserklärung ihre Armee ins Feld führten; dass sie wie der bald als treulos gebrandmarkter Spross des Hauses Savoyen im Einvernehmen mit ihren Ministern nüchtern entschieden, was für ihr Land unter den gegebenen Umständen das beste sei; oder dass sie wie der aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen stammende, schwer kranke Karl I. sich in der eigenen Regierung nicht durchsetzen konnten und daher ebenfalls die Neutralität als kleinsten gemeinsamen Nenner wählten. Diejenigen unter Europas Monarchen, die, wie der türkische Sultan im Herbst 1914 und bald darauf Viktor Emanuel III., Ferdinand von Bulgarien sowie Ferdinand von Rumänien, der Nachfolger Karls I., in den Krieg eintraten, taten dies dann bereits unter ganz anderen Vorzeichen. Ihnen ging es allein darum, bei der Verteilung Europas nicht zu kurz zu kommen. Aus dieser Absicht machten sie in der Regel auch gar keinen Hehl bei der Begründung, warum sie sich auf

die eine oder die andere Seite der Konfliktparteien geschlagen hatten.

Zu Beginn des Krieges – und damit komme ich zum nächsten Schritt meiner Analyse – haben sich alle Monarchen zunächst so verhalten, wie es von ihnen nach Geist und Buchstaben der jeweiligen Verfassung sowie in Anlehnung an überlieferte Konventionen erwartet wurde. Wie es ihre Vorfahren in den Kriegen zur Befreiung vom napoleonischen Joch vorgemacht hatten und wie es seitdem üblich geworden war, zogen sie nicht nur ihre feldgrauen Uniformen an, sondern sie wandten sich nunmehr auch demonstrativ an ihr Volk oder ihre Völker. In aufwändig inszenierten Gottesdiensten erbaten sie wie Zar Nikolaus oder Wilhelm II. zugleich Gottes Segen und verliehen der eigenen Sache damit die notwendigen religiösen Weihen. Im Gegensatz zu vorangegangenen Kriegen zollten sie nun jedoch auch dem Zeitalter des politischen Massenmarktes Respekt: Erstmals traten sie wie Wilhelm II. in Berlin oder Nikolaus II. im großen, viele Tausende fassenden Saal der Eremitage vor die breite Öffentlichkeit, ließen diese Auftritte filmen und die gehaltenen Reden aufzeichnen, damit sie im ganzen Reich in möglichst authentischer Form Verbreitung finden konnten. Nie zuvor und niemals später hat Wilhelm II., dessen Reden bei nahezu allen eher Unbehagen, ja Grauen anstelle von Respekt auslösten, soviel ehrliche Zustimmung erfahren wie Anfang August 1914, als er vom Balkon des Berliner Schlosses der Menge zurief: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Gleiches gilt für den Zaren, als dieser um „Hilfe für die serbischen Brüder“ bat: „Die Menge ist auf die Knie gefallen, um

Gott schütze den Zaren zu singen. Dann standen sie wieder auf und riefen ‚Hurra‘. Die Menge schrie, brüllte, der Zar wollte einige Worte sprechen, man hörte aber nichts außer dem Lärm der Massen, die ‚Hurra‘ schrien und seine Stimme übertönten“, kommentierte der Präsident der Duma die auf Zelluloid festgehaltene Szene auf einer Schallplatte, die alle Wirren in Russland überdauern sollte.

Doch so wichtig diese Auftritte waren, so wenig kann daraus geschlossen werden, dass die Monarchen anschließend wie ihre Vorfahren in den Krieg zogen, um diesen an verantwortlicher Stelle zu führen. Dazu hatten sich die Zeiten nun doch zu sehr gewandelt. Dabei war die Verführung, dies in Anlehnung an alte Traditionen zu tun, bei manchen dennoch groß. Zar Nikolaus II. beispielsweise spielte, angetrieben von seiner deutschstämmigen Frau, zu Beginn des Krieges durchaus mit dem Gedanken, tatsächlich den Oberbefehl zu übernehmen. Ministerpräsident und Außenminister gelang es freilich dann doch schnell, ihm diese Idee auszureden. „Wir werden“, so argumentierten sie, „während der ersten Wochen Rückzüge antreten müssen. Eure Majestät dürfen sich daher keiner Kritik aussetzen.“ Am Ende hörte der Zar dann auf seine Berater und übergab das Kommando seinem Vetter, Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch. Wie andere Monarchen beschränkte er sich in der Folgezeit darauf, die Soldaten an der Front zu besuchen, ihnen Mut zu machen oder sie auch zu trösten. Dass sein Vetter, der Oberkommandierende, dabei zunächst weitaus populärer war als er selbst, nahm er trotz der wachsenden Kritik seiner Gattin zunächst hin. Die schweren Niederlagen und die wachsende Unruhe im Innern angesichts einer sich stetig verschlechternden

Versorgungslage, aber auch undurchsichtige Intrigen, hinter denen die Zarin stand, veranlassten Nikolaus II. im Sommer 1915, doch noch den Oberbefehl zu übernehmen. Der russische Ministerpräsident Iwan Goremykin billigte diesen Entschluss gegenüber Mitgliedern der Regierung und der Duma trotz eigener Bedenken, machte dabei freilich auch deutlich, in welcher Gedankenwelt der Zar und seine Umgebung trotz der unübersehbar sich verschärfenden Krise lebten: „Für mich ist ein Befehl Seiner Majestät das Gesetz. Ich muss Ihnen sagen, dass ich versucht habe, ihn davon abzubringen, es war vergeblich. Er hat mir gesagt, und das mehr als nur einmal, dass er es sich niemals verzeihen könne, während des Krieges gegen Japan nicht an der Spitze seiner Armeen gestanden zu haben. Sein Pflichtgefühl und sein Rang machten es für ihn unumgänglich, inmitten seiner Soldaten zu sein. Jetzt, wo sich die Katastrophe abzeichnet, will er bei den Seinen sein, mit den Soldaten siegen oder sterben. So sieht er seine Pflichten, wie ein Mystiker, es ist sinnlos, nach äußeren Einflüssen zu suchen, so etwas kommt von weit her. Wir können nichts dagegen unternehmen, wir haben uns vor seinem Willen zu verneigen.“

Es sollte keine zwei Jahre dauern, bis jene Kritik Zar Nikolaus II. einholen sollte. Am Ende wurde er, wovor ihn seine Minister zu Beginn des Krieges gewarnt hatten, aus dem Amt gejagt. Im Februar 1917 meuterten seine seit langem hungernden, von den vielen Niederlagen demoralisierten und, vor allem, des bestehenden Systems endgültig überdrüssigen Truppen einschließlich der einst so zuverlässigen kaiserlichen Garde. Auch das Offizierkorps einschließlich seiner Mitglieder aus dem Stand der

Großfürsten, das ihm unverbrüchliche Treue geschworen hatte, entzog dem Zaren nun mehrheitlich das Vertrauen. Da der Weg ins Exil versperrt war, blieb nur die Gefangenschaft, schließlich der Tod im dunklen Verließ von Jekaterinenburg.

Im Gegensatz zu Nikolaus II., der der Versuchung, persönlich Krieg zu führen, zunächst widerstanden hatte, erweckte Wilhelm II. zu Kriegsbeginn den Eindruck, dies tatsächlich tun zu wollen: Am 16. August 1914 rückte er – wie einst sein von ihm bewunderter Großvater König Wilhelm I. 1866 und 1870 – mit großem Gefolge aus, um, wie es demonstrativ hieß, ins Große Hauptquartier zu reisen. Anfänglich bezog dieses Quartier in Koblenz, dann, je nach Lage der Front, in Luxemburg, in Charleville, in Bad Kreuznach oder zuletzt in Spa; hinzu kam Pless im Osten. Von diesem Großen Hauptquartier aus, das einschließlich aller dazugehörigen Stabstruppen aus fast 5000 Mann bestand, wollte er, so der Anspruch, ganz in der Tradition der preußischen Heerkönige die Operationen der Armee und der Marine leiten. Die Chefs von Generalstab und Admiralstab, Kriegsminister und Staatssekretär des Reichsmarineamts, der Generaladjutant, die Chefs der Kabinette und die Militärbevollmächtigten der Bundesstaaten sowie anfänglich der Reichskanzler „unterstützten“ ihn dabei. Sie trugen ihm regelmäßig vor, holten da, wo notwendig, seine Entscheidung ein. Dies war allerdings nur die Theorie. Die Praxis war viel nüchterner, ja teilweise sogar erbärmlicher. In die Operationen des Heeres mischte sich der Kaiser wider Erwarten nicht ein. Auch wenn er vor 1914 geradezu vehement in den berühmt-berüchtigten Kaisermanövern immer wieder seine Stellung als Oberster Kriegsherr

betont hatte, hatte er spätestens seit den Ermahnungen des jüngeren Moltke erkannt, dass die Führung eines Millionenheeres im Zeitalter des Maschinenkrieges doch größere Erfahrung erforderte als das friedensmäßige Führen einer Paradedruppe auf den großen Übungsplätzen des Reiches. Das, was notgedrungen für die Armee galt, galt jedoch keineswegs für die Marine. Hier glaubte Wilhelm II. zunächst tatsächlich, den Oberbefehl ausüben zu können. Immer wieder griff er in die Führung des Seekrieges ein, verbot nach den ersten Niederlagen im August 1914 Operationen, die den Bestand der Flotte gefährden konnten. Jede Lockerung musste ihm mühselig abgerungen werden. Erst Vizeadmiral Reinhard Scheer, der 1916 an die Stelle des schwer erkrankten Admirals Hugo von Pohl trat, gestand er jene Spielräume zu, die die Chefs der Obersten Heeresleitung (OHL) von Anfang an hatten.

Dieses Zurücktreten ist Wilhelm II. freilich nicht leicht gefallen. Zum einen verstärkte das Gefühl, am Ende dem eigenen Anspruch nicht gerecht zu werden, die bereits vorhandenen großen Selbstzweifel: „Der Generalstab sagt mir gar nichts und fragt mich auch nicht“, klagte er im November 1914. „Wenn man sich in Deutschland einbildet, dass ich das Heer führe, so irrt man sich sehr. Ich trinke Tee und säge Holz und gehe spazieren, und dann erfahre ich von Zeit zu Zeit, das und das ist gemacht, ganz wie es den Herren beliebt.“ Diese Klagen sollten sich bis Kriegsende geradezu gebetsmühlenartig wiederholen.

Mochte dieses Übergehen des Kaisers von der Sache her, aber auch angesichts seiner bekannten Impulsivität her geboten gewesen sein, so blieb ihm

doch immer noch die im Prinzip weitaus wichtigere Rolle des obersten Koordinators. Ein grundsätzliches Dilemma hierbei war zunächst die Tatsache, dass der Kaiser nach Meinung seiner nächsten Umgebung nicht in der Lage war, die für eine derartige Koordination eigentlich notwendigen „Besprechungen [...] in sachlichen Bahnen“ zu halten. In den Diskussionen behielt daher oft derjenige die Oberhand, der seinen Standpunkt jeweils am besten vertreten konnte. Da die eigenen Ansichten Wilhelms II. über Kriegsziele und Kriegsaussichten, Annexionen und innere Reformen zudem starken Schwankungen unterworfen waren, entstand zunehmend der Eindruck der Widersprüchlichkeit und Führungslosigkeit. Gewiss, in der U-Boot-Frage, in der Frage der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs oder auch im Hinblick auf sein Festhalten am Chef der 2. Obersten Heeresleitung, General von Falkenhayn, erwies er sich als erstaunlich standfest und machte damit tatsächlich auch Politik; wirklich gerecht wurde er seiner Rolle damit aber letztlich nicht. Viele Entscheidungen, wenn sie denn endlich getroffen worden waren, warfen vielmehr immer wieder von Neuem ein bezeichnendes Bild auf die chaotischen und arbiträren Mechanismen an der Spitze des Reiches.

Die Popularität des Kaisers, der in den ersten Kriegswochen bei seinen öffentlichen Auftritten in der Heimat und an der Front noch bejubelt worden war, schwand ab der Niederlage an der Marne. Stärker als je zuvor öffnete der anschließende Rückzug im September 1914 zugleich die Schleusen für eine Welle der Kritik an der Person des Kaisers wie auch an dessen Rolle in Führungskreisen und innerhalb der neuen Rechten, die nicht mehr abebben sollte. Im Frühjahr 1918 erklärte auch Generaloberst Ludendorff,

der sich damit das Gedankengut einer neu entstandenen Rechten zu eigen machte, unumwunden: „Das deutsche Volk steht mir höher als die Person des Kaisers.“

Wilhelm II. hat diesen Stimmungswandel teilweise wohl erkannt, ohne daraus jedoch die notwendigen Schlussfolgerungen zu ziehen. Wer die Tagebücher seiner Kabinettschefs, seiner kommandierenden Generale und Admirale liest, findet darin nicht nur ein erschütterndes Bild seiner mangelnden Führungsfähigkeit, sondern auch seiner Persönlichkeit. Im Gegensatz zu anderen Monarchen hat Wilhelm II. diesen Vertrauensverlust nicht auf andere Weise wettmachen können und wollen. Zu selten ließ er sich in den Schützengräben oder auch an der Heimatfront sehen. War dies doch einmal der Fall, dann hatte seine Umgebung Mühe genug, die Scherben zusammenzufügen, die er mit seinen unüberlegten, spontanen Reden hinterlassen hatte. Wie wenig Wilhelm II. letztlich erkannte, was seine Pflicht als Oberster Kriegsherr war, zeigt eine kleine Episode, über die der Chef des Militärkabinetts, Generaloberst Moritz Freiherr von Lyncker, der gerade zwei Söhne verloren hatte, im Mai 1917 seiner Frau berichtete: „Auf meine Frage, ob er nun morgen [ins Hauptquartier] nach Kreuznach zurückkehre, antwortete er: ‚Nein, ich will nach Frankfurt eine Kunstsammlung besichtigen.‘ Da habe ich ihm in aller Form über seine Pflichten gegenüber dem hungernden und leidenden Volk mal Bescheid gesagt. Es gab einen Mordskrach zwischen uns, der damit endete, dass er laut schimpfend im Zorn herausrannte und die Tür mit Gewalt und Krach zuschmiss [...] Aber es ist leider so: Das eigene Behagen und das eigene Vergnügen gehen über alles. Ich fürchte immer, dass sich das doch

einmal rächt. Schon jetzt wird in weiten Kreisen nicht gut vom Kaiser gesprochen; es bleibt doch nicht geheim, wie er in dieser Zeit sein Leben zubringt."

Genutzt haben diese Ermahnungen am Ende nichts. Wilhelm II. weigerte sich bis zuletzt, der Realität ins Auge zu sehen und sein Verhalten zu ändern. Er war kein Roi connétable wie Friedrich der Große, keiner, der wie dieser als Kriegerfürst sich auch in dunkelsten Stunden an das Lagerfeuer mit seinen Offizieren und Soldaten setzen, diesen Mut machen konnte, mit ihnen vorwärts stürmte. Ob er dies unter den gewandelten Bedingungen eines modernen Krieges überhaupt sein konnte, sei dahingestellt; er hat es allerdings auch nicht für notwendig gehalten, nach einer neuen, zeitgemäßen Rolle zu suchen. Bis zuletzt war er vielmehr gefangen von dem Gedanken, bei seinen Soldaten wie auch seinem Volk beliebt zu sein. Es ist insofern auch müßig darüber zu spekulieren, ob er der Idee einiger Offiziere, er solle an der Front oder auf einem Schlachtschiff den Heldentod sterben, um die Monarchie zu retten, überhaupt etwas hätte abgewinnen können, wenn er davon gewusst hätte. Wilhelm II. war zutiefst überzeugt, weiterregieren zu müssen. Erst als seine unmittelbare Umgebung ihm am 9. November 1918 deutlich machte, dass der Fahneneid der Offiziere und Soldaten, an die er diese bis zuletzt zu erinnern versuchte, nur eine „Fiktion“, eine „Idee“, so sein Generaladjutant, sei, gab er sich geschlagen und flüchtete so schnell wie möglich ins holländische Exil.

Und die anderen Monarchen: Haben sie sich klüger und weitsichtiger, einfühlsamer und mutiger verhalten als der Zar oder Wilhelm II.? Die k.u.k. Monarchie war

diesbezüglich in einer schwierigen Situation. Das hohe Alter, aber auch die Lehren aus eigenem Fehlverhalten in vorhergehenden Kriegen ließen es aus der Sicht Kaiser Franz Josephs wenig opportun erscheinen, selber das Kommando zu übernehmen oder an der Front zu erscheinen. Dies war vielmehr die Aufgabe von Erzherzögen aus dem eigenen Hause, des Erzherzogs Friedrich - „Fritzl“, wie er in einer Mischung aus Respekt und spöttischer Freundlichkeit genannt wurde - und des Thronfolgers Erzherzog Karl. Diese schlugen auch in den ersten Kriegstagen ihr Hauptquartier hinter den Fronten auf, überließen die Führung der Operationen zunächst dem Chef des Generalstabs, Franz Conrad von Hötzendorf. Selber führten sie zur gleichen Zeit mit ihren Frauen und einem erstaunlich großen Hofstaat ein operettenhaft anmutendes Leben in den Schlössern und Villen hinter der Front. Der Tod des greisen Kaisers im November 1916 änderte diesbezüglich allerdings die Rahmenbedingungen ebenso wie die rasant sich verschlechternde Lage an den Fronten und in der Heimat. Der neue Kaiser, der Conrad nie hatte ausstehen können, entließ diesen nun, wurde damit fortan in gleicher Weise wie der russische Zar für Niederlagen unmittelbar verantwortlich gemacht. Seine ungeschickten Versuche, den Krieg durch Vermittlung seiner bourbonischen Verwandten politisch rechtzeitig zu beenden, verringerten seine Glaubwürdigkeit weiter. Da es ihm trotz der 80.000 Kilometer, die er bei seinen Truppenbesuchen an allen Fronten zurücklegte, nicht gelang, Vertrauen zu seinen Offizieren und Mannschaften aufzubauen, war das Ende vorhersehbar: Wie Wilhelm II. oder Ferdinand von Bulgarien, der seit den Misserfolgen in den Balkankriegen und angesichts seiner bekannten

Schwächen in der Menschenführung ohnehin jeden Kredit bei seiner Armee verloren hatte, blieb ihm am Ende nur die Flucht. Im Gegensatz dazu hatte der Bulgarenkönig durch rechtzeitiges Abdanken immerhin die Krone für seinen beliebteren Sohn retten können.

Heil davon kam zunächst auch der Sultan, der schon vor dem Kriege nur noch ein Spielball in den Händen einflussreicher, charismatischer Generale gewesen war. Um diese nicht zu den üblichen Putschen zu provozieren, aber auch aus eigener Bequemlichkeit verließ er seine beiden Paläste daher nur höchst selten. An den Fronten ließ er sich gar nicht sehen. Es war daher auch nicht weiter erstaunlich, dass einer dieser Generale, Ismail Enver, bekannt als Enver Pascha, ihn nach seinen Erfolgen im Krieg gegen jene Mächte, die glaubten die Türkei unter sich aufteilen zu können, zunächst seiner weltlichen, wenig später auch seiner geistlichen Macht beraubte und ins Exil zwang.

Geschickter und erfolgreicher hatten sich hingegen die Monarchen der Sieger verhalten. Spätestens in der Krise des Ersten Weltkrieges machten sie deutlich, dass sie sich, bei aller monarchischen Tradition, doch einer anderen politischen Kultur verpflichtet fühlten. Dabei waren sie - bei Licht betrachtet - vor 1914 keineswegs viel populärer gewesen als ihr deutscher Verwandter. Anders als dieser verstanden sie es aber, insgesamt bescheidener und zugleich glaubwürdiger aufzutreten. Ihr Naturell kam ihnen dabei sicherlich genauso zugute wie ihr tradiertes Verständnis von der eigenen Stellung im Frieden wie im Krieg. König Albert hat seine Rolle dabei von Anfang an und bis zuletzt geradezu glänzend gespielt.

Stets bei seiner Armee, verstand es der König der Belgier, seine Offiziere und Soldaten anzufeuern; gemeinsam zog er sich mit diesen in Eilmärschen nach Antwerpen zurück oder setzte mit ihnen das letzte Stück heimischen Bodens durch Öffnen der Schleusen unter Wasser, um die deutschen Invasoren aufzuhalten. Gegen manche Einflüsterungen war er bei Kriegsende auch klug genug, weiteren Reformen das Wort zu reden und nicht, wie von manchen Konservativen erhofft, seine Popularität zu nutzen, um einer strengeren, monarchischen Regierung alter Fassung den Weg zu ebnen. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau, die, auch dies eine Ironie der Geschichte der europäischen Monarchien im Zeitalter der Weltkriege, die Schwester des bayerischen Königs war. Zutiefst verletzt, hatte sie im August 1914 die Forderung Wilhelms II. zurückgewiesen, auf ihren Gatten im deutschen Sinne einzuwirken, und sich stattdessen offen zu ihrer Heimat Belgien bekannt.

Auch Georg V., ein im Grunde schüchterner Monarch, der sich in erster Linie für die Marine, der er einst angehört hatte, und seine Briefmarkensammlung interessierte, fand sich schnell in die Rolle des treu sorgenden Vaters aller Soldaten ein. Die Popularität, die ihm vorher gefehlt hatte, gewann er nun durch seine zahllosen Besuche an der Front und das glaubwürdige Mitleiden mit denen, die in seinem Namen in den Krieg zogen. Selbst wenn es ihm nicht leicht gefallen sein mag, kappte er nun demonstrativ seine deutschen Wurzeln: Aus dem Haus Hannover wurde das Haus Windsor. Erstaunlich und mutig zugleich war auch die Entscheidung, dem abgesetzten Zaren, seinem Vetter, der in der Öffentlichkeit seit der Revolution von 1905 als blutrünstiger Despot galt, die Einreise

zu verweigern und ihn damit seinem unvermeidlichen Schicksal zu überlassen. Zugleich hielt er sich aus allen politischen Debatten heraus, die auch das Inselreich mehrfach erschütterten. Im Gegensatz zu seinem Onkel, dies sei hier zusammenfassend angemerkt, hatte er offenbar erkannt, dass auch alte Monarchien im Zeitalter fundamentaler Herausforderungen sich anpassen, ja neu legitimieren mussten: „The crown and its cost“, hatte ihm ein enger Vertrauter unter dem Eindruck der wachsenden Unruhe bei den Massen Europas geraten, „will have to be justified in the future in the eyes of a war-torn and hungry proletariat, endowed with a huge preponderance of voting power.“

Selbst König Peter von Serbien hatte trotz der bitteren Niederlage auf dem Schlachtfeld ein Gespür dafür, wie wichtig es war, bei seinem Volk, und das hieß am Ende nur noch: bei seinen Truppen, zu sein. Trotz Krankheit und Altersschwäche teilte er mit diesen die fürchterlichen Strapazen der Flucht über die verschneiten Berge an das rettende Adria-Ufer. Sein Haus, nicht das des Königs von Montenegro, der seine Truppen schnell im Stich gelassen hatte, um sich zu seinem Schwiegersohn, dem König von Italien, zu retten, sollte daher dann auch die Krone Jugoslawiens bekommen.

Was für den Serbenkönig gilt, gilt letztlich auch für die Könige von Italien und Rumänien. Auch sie haben sich bemüht, ihren Pflichten als Oberbefehlshaber gerecht zu werden, ohne sich aber in die Führung der Operationen einzumischen. Als bescheiden auftretender „Il Re Soldato“ genoss Viktor Emanuel III. bald eine ungeheure Popularität, von der er - nicht zuletzt

wegen seiner großzügigen Spenden für die Opfer des Krieges - noch lange zehren konnte. Gleichermaßen populär waren der rumänische König Ferdinand, vor allem aber seine Frau, die sich von einem umstrittenen Glamourgirl zu einem Engel der Verwundeten verwandelte.

Ein zumindest zeitweiliger Verlierer war hingegen auch der König der Griechen, Konstantin. Mit der Schwester des Kaisers verheiratet, versuchte er solange wie möglich, letztlich allerdings vergeblich die Neutralität seines Landes zu bewahren. Wichtige Kräfte im Innern setzten ähnlich wie in Italien im wohlverstandenen Eigeninteresse auf die Karte der Alliierten. Da des Königs Rückhalt in der Armee letztlich schwach war, zwangen sie ihn 1917 schließlich, ins Exil zu gehen. Aus diesem konnte er freilich bereits 1920 auf den Thron zurückkehren, als König Alexander I., sein Sohn, der bei der Armee aufgrund seines unbeschwerten Auftretens eine große Popularität genossen hatte, an den Folgen eines Affenbisses gestorben war.

Lassen Sie mich nach diesem Überblick über die Beziehungen europäischer Monarchen untereinander und zu ihren Armeen nun zum Schluss kommen: Die Uniform als solche war bereits 1914 kaum mehr als ein Symbol, ja das Konstrukt eines Zusammenhangs von Oberstem Kriegsherrn und seinen Offizieren und Soldaten, den es in der ursprünglichen Form nicht mehr gab. Da, wo Monarchen dennoch glaubten, im Krieg eine größere Rolle spielen zu können, haben sie jämmerlich versagt, muss man sagen. Erfolgreich waren nur jene, die durch eigenes Vorbild und aufgrund ihres eigenen, spezifischen Selbstverständnisses bereit waren, sich mit der Rolle des alle integrierenden, sich um alle

kümmern den Monarchen zufrieden zu geben. Der Respekt, den viele Untertanen ihnen zollten, war eines der sichersten Fundamente ihrer weiteren Existenz in einem Zeitalter, in dem die Republik die Monarchie in zunehmendem Maße ersetzte. Wie wichtig diese Anpassung an den, wenn man so will, Zeitgeist war, zeigt auch das Verhalten des englischen Königspaares in den Londoner Bombennächten des Zweiten Weltkriegs, das große Achtung im Volk hervorrief; des norwegischen Königs im Frühjahr 1940, der sich den deutschen Invasionstruppen mit seiner Regierung und seiner Armee entgegenstellte; oder auch die öffentliche Anerkennung des englischen Prinzen Harry und damit der ganzen Königsfamilie nach dessen Einsatz in Afghanistan. Über Monarchen, die es nicht verstehen, sich den Entwicklungen in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft anzupassen, ist hingegen seit der Französischen Revolution die Geschichte hinweggegangen; selbst ihre Offiziere und Soldaten haben ihnen dann, wenn auch oft schweren Herzens, zu Recht die Treue aufgekündigt, um historisch notwendigen Erneuerungen Platz zu machen.